Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 31 (1927-1928)

Heft: 16

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]

Autor: Hintermann, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668158

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

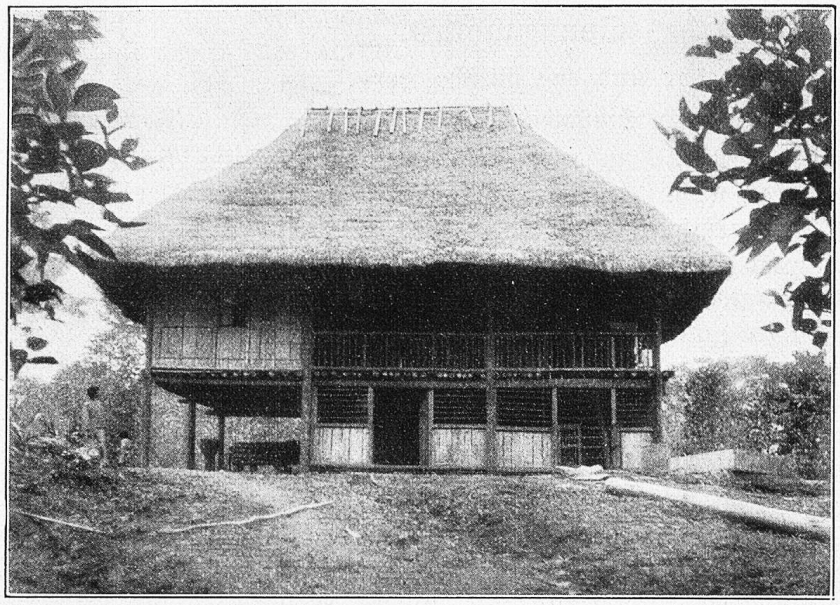
Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann. (Fortsetzung.)

Daß es in diesem Eldorado nicht nur meinen Trägern, sondern auch dem Führer recht wohl gefiel, sollte ich gleich am folgenden Tage erfahren. Als ich nämlich am Morgen zum Aufbruche nach Tena mahnte, waren sie damit keineswegs einverstanden, sondern schlugen mir vor, noch einige Tage in dem gastfreundlichen Hause zu bleiben. Auch dem Besitzer war unsere beabsichtigte Abreise alles andere als angenehm. Er erhob dagegen alle möglichen Einwände, die jedoch, wie ich gleich merkte, keinen ganz uneigennützigen Motiven entsprangen. Die Entschädigung, die er für das Quartier und die Verpflegung verlangte, waren zwar für europäische Begriffe mehr als bescheiden, allein im ecuadorianischen Oriente ist bares Geld ein viel zu seltener Artikel, als daß man sich eine Gelegenheit, fast mühelos zu solchem zu kommen, so leicht entgehen ließe. Allein ich hatte die lange Reise nach dem Oriente nicht unternommen, um bei einem weißen Kolonisten einen Kuraufenthalt zu genießen, und drängte auf sofortige Abreise. Diese Absicht war um so berechtigter, als ich befürchten mußte, daß die Flußübergänge bei Archidona und Tena infolge der starken Regengüsse der letzten Tage schon in kürzester Zeit unpassierbar würden, so daß wir unter Umständen viel länger zurückgehalten würden, als ursprünglich vielleicht beabsichtigt war. Dazu kam noch, daß ich so lange nicht beruhigt sein konnte, als ich mich nicht persönlich in Puerto de Napo von der Möglichkeit einer Weiterreise flußabwärts überzeugt hatte. Diese Frage war für mich von außerordentlicher Tragweite; denn wenn sich die Flußfahrt auf dem Napo aus irgendeinem Grunde als unmöglich herausgestellt hätte, wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als durch den Sumpfwald nach Quito oder Riobamba zurückzukehren. Aus allen diesen Gründen hatte ich mir vorgenommen, einen längeren Aufenthalt erst in Puerto de Napo selbst zu machen, und alle Vorstellungen meines Führers und unseres Gastgebers konnten mich zu einer Änderung dieses Programmes nicht bewegen. Um jedoch dem letzteren entgegen zu kommen, erklärte ich mich bereit, von ihm gegen eine verhältnismäßig reichliche Entschädigung für den Führer und mich zwei Reitpferde zu mieten, so daß er auch so auf seine Rechnung kommen konnte. Immerhin mußte ich trotzdem sehr energisch werden, bevor die andern mit dem Aufbruche einverstanden waren. Kurz nach acht Uhr brachen zunächst die Träger auf, da sie zu Fuß gingen und für die dreißig bis vierzig Kilometer lange Strecke natürlich einen vollen Tagesmarsch benötigten. Gegen Mittag brachte unser Gastgeber die gewünschten Pferde, und wir ritten sogleich weg. Kaum waren wir jedoch auf dem großen viereckigen Platze angelangt, um den die wenigen ein- und zweistöckigen Häuser Archidonas stehen, als ein fürchterlicher Platzregen herniederging und unsere Weiterreise dadurch von neuem verzögerte. Sobald der Regen einigermaßen nachließ, sprengten wir in wildem Galopp dem kleinen Flusse entlang, der in der Nähe des Ortes vorbeifließt. Unsere Eile hatte ihren guten Grund, denn die Wasser waren in raschem Steigen begriffen und drohten uns von unseren Trägern und der Habe abzuschneiden. Endlich erreichten wir die Furt und gelangten, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, durch die zwar noch wenig tiefen, aber reißenden Wasser ans jenseitige Ufer. Nur eine Viertelstunde später wäre der Übergang bereits unmöglich gewesen. Der gut angelegte breite Weg am jenseitigen Ufer führte zum größten Teil durch offenes, bebautes Land. Leider bestand der Boden überall aus tiefgründigem, steinlosem Humus, der, durch den Regen aufgeweicht, an vielen Stellen zum reinen Sumpfe geworden war. So kam es, daß unsere Pferde oft bis an den Bauch im Moraste versanken und sich nur unter den größten Anstrengungen wieder herauszuarbeiten vermochten. An einzelnen Stellen gelang ihnen dies manchmal nicht, und dann mußten wir wohl oder übel mitten im Schlamme „aussteigen", so daß wir erst nach eingebrochener Dunkelheit, über und über mit Kot bedeckt, in Tena ankamen. Unsere Träger waren längst vor uns eingetroffen und lagen erschöpft und durchnäßt auf der Veranda des Hauses, das uns als Quartier dienen sollte.

Tena, der Hauptort des ecuadorianischen Oriente, liegt am Flüßchen Massahualli und besteht gleich wie Archidona nur aus wenigen Bambushäusern. Immerhin befindet sich dort eine Missionsstation, von der aus eine Anzahl



Von Yumbo-Indianern erbautes Kolonistenhaus in Archidona.

Schwestern und Patres von dem Josefinerorden in Turin der Seelsorge obliegen. Da ich von den Geistlichen Auskunft über die Möglichkeiten der Schiffahrt auf dem Napo zu erhalten hoffte, entschloß ich mich trotz der vorgerückten Stunde, den Patres einen Besuch zu machen. Sie hatten eben das Nachtessen beendet und empfingen mich, besonders da ich italienisch sprach, sehr freundlich. Gerne gaben sie mir die gewünschten Auskünfte über den Napo und die Siedelungen der Indianer und zur Feier des Tages servierten sie ein allerdings sehr kleines Gläschen selbstgezogenen Weines. Neben der Seelsorge betätigen sich die Missionare vor allem als Krankenpfleger und suchen die Indianer, soweit ihnen dies möglich ist, vor der ärgsten Ausbeutung durch die Kolonisten zu schützen. Zur Zeit meines Aufenthaltes saßen aber gerade die Liberalen am Ruder und so fanden sie bei der Regierung in Quito für ihre wohlgemeinten Bemühungen wenig Gegenliebe. Da, wie bereits erwähnt, in Tena auch eine Anzahl Schwestern der Missionstätigkeit oblagen, interessierte es mich zu erfahren, wie diese nach dem Oriente gekommen seien. Eine Reise über die Kordillere und die Sumpfwälder ihrer Ostabhänge geht nämlich meist bis an die Grenze der physischen Leistungsfähigkeit eines kräftigen Mannes, und so schien es mir kaum glaublich, daß frisch zugereiste Europäerinnen auf diesem Wege Tena zu erreichen vermochten. Und doch war dem so. Auf meine Frage gab mir einer der Patres, der die Schwestern in Riobamba oben abgeholt hatte, über die Reise bereitwillig Auskunft. Er war mit zwanzig Yumbo-Indianern, die die Neuangekommenen in besonderen Sesseln auf dem Rücken über die Kordillere tragen sollten, ausgezogen und hatte auf diese eigenartige Weise alle wohlbehalten nach Tena gebracht. Allerdings waren auch sie während der Reise mehrmals von fürchterlichen Unwettern heimgesucht worden, und eines Nachts war eine der Schwestern von einem der häufigen Schlammströme weggeschwemmt worden und bis am Morgen im tiefsten Moraste stecken geblieben. Erst lange nach Tagesanbruch, als es hinreichend hell geworden war, konnte die Unglückliche aus ihrer mißlichen Lage befreit werden.

Unter den Patres der Missionsstation Tena befand sich auch ein Deutscher, und da die andern alles Italiener waren, kamen wir auch auf den Weltkrieg, seine Ursachen und traurigen Folgen zu sprechen. Die Italiener vertraten dabei die Auffassung, daß Deutschland allein die Schuld an dem Kriegsausbruche trage, und beriefen sich auf mich als Neutralen, damit ich ihre Ansicht bestätige. Leider konnte ich ihrem Wunsche nicht entsprechen, sondern machte ihnen klar, daß bei der vorausgegangenen jahrzehntelangen Anhäufung von Zündstoff aller Art und dem wahnsinnigen Wettrüsten auf allen Seiten eine schließliche Explosion unvermeidlich geworden sei, so daß von der besonderen Schuld eines Einzelnen unter solchen Verhältnissen wohl kaum gesprochen werden könne. Dieser Gedanke leuchtete ihnen ein und wir trennten uns in ziemlich vorgerückter Stunde im besten Einvernehmen.

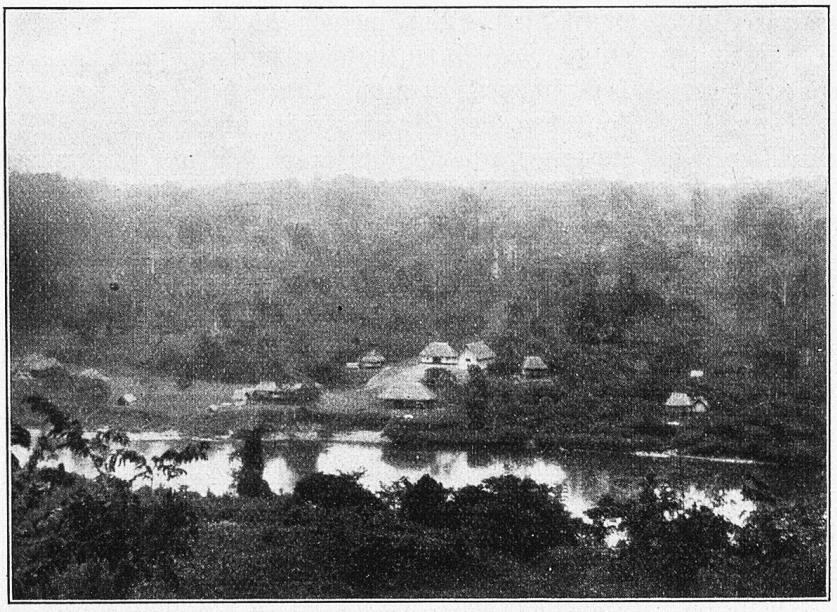
Da die Temperatur in Tena abends ziemlich weit hinuntergeht und ich gleich dem Führer die ganze Nacht in tropfnassen Kleidern in der Hängematte auf der zugigen Veranda hatte liegen müssen, waren wir beide am andern Morgen stark erkältet. Unsere Indianer dagegen schienen für derlei Temperatureinflüsse völlig unempfindlich. Wie am Vortage marschierten sie gleich nach dem Frühstück ab, während der Führer und ich noch zurückblieben, um dem im

Regierungstambo wohnenden Gouverneur unsere Aufwartung zu machen. Dieser, ein noch junger, kräftig gebauter Mann, war, auf seiner alljährlichen Inspektionsreise begriffen, nur wenige Tage vor uns auf dem gleichen Wege wie wir in Tena angekommen. Er empfing uns sehr freundlich und gab mir in längerem Gespräche Aufschluß über die Schiffahrtsverhältnisse auf dem Napo, die Löhne der Ruderer, die Kolonisationsmöglichkeiten im Oriente, sowie die Absichten der Regierung in bezug auf die dringend nötige Verbesserung der Verkehrswege mit dem Hochlande. Um zehn Uhr ritten wir weg mitten durch die ausgedehnten Bananenpflanzungen, die in unmittelbarer Nähe der Niederlassung liegen. Der Weg, der teilweise über hügeliges und bewaldetes Gelände führte, war etwas besser als am Vortage. Dessenungeachtet führte er auch hier stellenweise noch durch offenen Sumpf. Da das Wetter den ganzen Tag über gut blieb, holten wir bald unsere Träger ein und erreichten gemeinsam mit diesen um drei Uhr nachmittags endlich den lang ersehnten Napo.

Erleichtert atmete ich auf, denn mit der Ankunft in Puerto de Napo war nun die erste und voraussichtlich schwierigste Strecke der Reise hinter mir und der Weg zum Amazonas und Atlantischen Ozean lag frei. Unwillkürlich mußte ich dabei an den erhebenden Eindruck denken, den der breite und hier ruhig fließende Strom auf jene Konquistadoren gemacht hatte, die unter Pizarro und Orellana als erste Europäer durch die damals noch völlig unbekannte Waldwildnis vorgedrungen waren. Allein zu beschaulichen Betrachtungen blieb keine Zeit. Wohl hatte ich die Absicht, in Puerto de Napo einige Zeit Station zu machen; allein da ich aus Erfahrung wußte, daß die Beschaffung eines größeren Bootes und der nötigen Leute unter Umständen Schwierigkeiten bereiten würde, mußte ich vor allen Dingen an die Lösung dieser für mich wichtigsten Frage gehen. Infolgedessen wandte ich mich gleich nach unserer Ankunft an den Teniente politico im Regierungstambo, mit der Bitte, mir möglichst rasch ein Boot und die dazu nötigen Ruderer zu verschaffen. Von meiner Absicht, in dem Orte einige Zeit Aufenthalt zu machen, sagte ich dabei wohlweislich nichts; denn bei der südamerikanischen Gemütlichkeit wäre ich in diesem Falle sicher mehrere Wochen lang nicht weggekommen. Selbstverständlich erklärte mir der Teniente auf meine Bitte sofort, daß eine Abreise kaum vor sechs bis acht Tagen in Frage kommen könne, da die Ruderer für die einen Monat oder noch länger dauernde Rückreise von Aguarico nach Puerto de Napo zunächst den nötigen Proviant beschaffen müßten. Unter „Proviant" versteht der Indianer aber in erster Linie Bananen-Chicha, eine Art alkoholisches Getränk, das eine längere Gärungszeit braucht und ohne das kein Ruderer eine so lange Reise unternimmt. Auf meinen Wunsch erkundigte sich der Teniente im Pueblo (Dorf), wo die freien Yumbos wohnen, sofort, ob sich freiwillig jemand für die Fahrt zur Verfügung stelle. Da jedoch die meisten Männer auf Jagd und Fischfang abwesend waren oder in ihren Pflanzungen zu tun hatten, meldete sich niemand. „So bleibt uns nichts übrig, als die Senora Josephina zu fragen, ob sie Ihnen einige von ihren Indianern zur Verfügung stellen könne," meinte der Teniente, als er den ungünstigen Bescheid aus dem Pueblo erhielt.

Die Senora Josephina wohnte jenseits des Flusses in einem recht stattlichen Herrenhause auf einer Anhöhe, dem Regierungstambo gerade gegenüber. Auf die Weisung des Teniente setzte ich mit dem Führer sofort über den Fluß und stieg den Hügel hinauf. Oben angekommen,

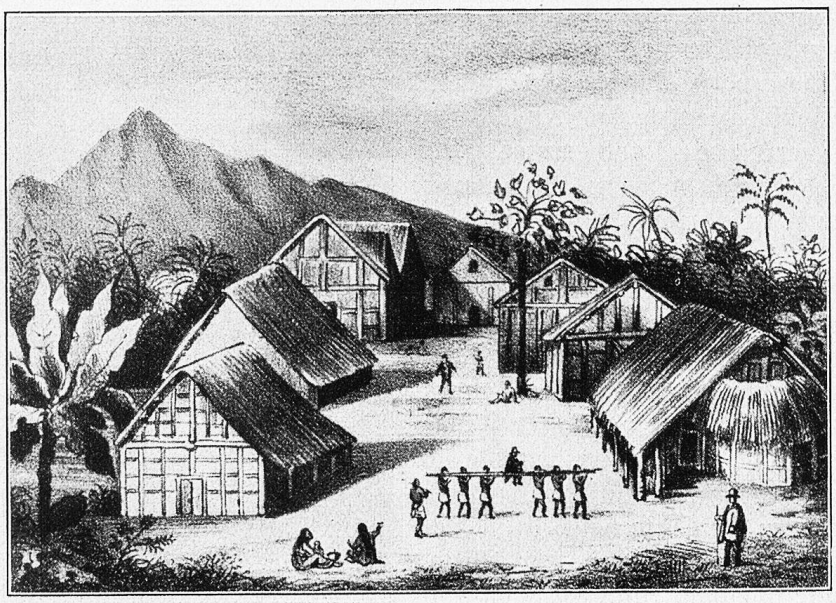
Lastentragende Yumbo-Indianer mit Speer und Blasrohr.



Puerto de Napo (1925).

mußte ich unwillkürlich stehen bleiben, um den Rundblick zu genießen, den man von dieser Höhe aus hat. Die Luft war nach den reichlichen Regengüssen der letzten Tage klar und durchsichtig wie an einem schönen Herbsttage in der Schweiz und die Aussicht infolgedessen beinahe unbegrenzt. Gegen Westen zu erhob sich die gewaltige Kette der Ostkordillere, deren Vorberge alle in sattes Grün getaucht waren, während sich darüber in fast unermeßlicher Höhe einzelne gewaltige Schneemassive abhoben. Gegen Osten aber breitete sich, gleichfalls in dunkelstem Grün, die ungeheure Tiefebene des oberen Amazonas aus, in der der herumschweifende Blick umsonst nach einem emporragenden Ruhepunkte suchte. Das also war „die grüne Hölle", in deren Urwäldern sich die Schicksale meiner nächsten Zukunft abspielen sollten! Zu langen beschaulichen Betrachtungen blieb freilich keine Zeit, denn noch war die für mich brennende Frage der Beschaffung eines Kanus und der Ruderer nicht gelöst. Wir wandten uns deshalb dem Hause zu, das gleich einer mittelalterlichen Ritterburg die ganze Umgebung zu beherrschen schien. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß das große Gebäude nicht aus Bambus, sondern aus sorgfältig und genau bearbeiteten Holzbrettern bestand, obschon, wie ich wohl wußte, im ganzen ecuadorianischen Oriente keine einzige Sägerei zu finden war. Die Bretter zu dem Hause mußten also viele Hunderte von Kilometern von Peru her den Fluß heraufgeschafft worden sein.

Im Innern des geräumigen Hauses empfing uns in einem hohen luftigen Zimmer Senora Josephina selbst, eine schon ältere, finster blickende Dame von spanisch-aristokratischem Aussehen. An ihren scharf geschnittenen, harten Zügen sah man ohne weiteres, daß sie schon von Jugend auf ans Herrschen und Befehlen gewöhnt war. Auf meine höfliche und in möglichst korrektem Spanisch vorgebrachte Bitte wegen der Ruderer erhielt ich ebenso prompt eine barsch abweisende Antwort. Da mir unter solchen Umständen eine weitere Unterhandlung zwecklos erschien, wollte ich unverzüglich umkehren, um im Pueblo unten einen neuen Versuch zu unternehmen. Auch mein Führer schien von dem frostigen Empfange ganz geknickt, und wir machten bereits Miene, uns aus dem ungastlichen Hause zu entfernen, als die Senora plötzlich einlenkte. Es sei zwar schwer, meinte sie, jetzt wo man die



Puerto de Napo mit Yumbo-Häusern um 1850.

Indianer so nötig brauche, solche an Fremde zu vermieten, allein dessen ungeachtet wolle sie sehen, was zu machen sei. Quartier und Verpflegung für mich und den Führer könnten wir bei ihr beziehen, die indianischen Träger dagegen müßten im Pueblo drüben bleiben. Froh ob der unerwarteten Wendung, gab ich dem Führer Weisung, meine Sachen in das uns angewiesene Zimmer zu schaffen und für die Unterkunft und Verpflegung der Träger im Dorfe drüben zu sorgen. Das uns zur Verfügung gestellte große Zimmer enthielt außer einem Tisch und einem Stuhl zwar keinerlei Möbel, doch waren Eisenhaken an den Wänden zum Befestigen der Hängematten in genügender Zahl vorhanden; mehr brauchten wir auch wahrlich nicht.

Sobald die Lasten herbeigeschafft waren, machte ich mich ans Auspacken. Vor allem mußte nachgesehen werden, ob kein wichtiger Gegenstand verloren gegangen oder gestohlen worden sei. Zu meiner großen Freude fehlte nicht das geringste, auch die in einem Sack verpackte Kleingeld-Reisekasse, die außer Ein-Sucre-Noten noch eine Menge Nickelstücke enthielt, stimmte auf den Centime. Nach dieser Kontrolle ging's an die Verteilung des noch vorhandenen Dauerproviantes, denn Träger und Führer mußten bei der beschwerlichen Rückreise durch den Sumpfwald natürlich auch zu essen haben. Damit sie nicht etwa Hunger zu leiden hätten, vermachte ich ihnen den gesamten Vorrat an Zucker, Reis, Kaffee und Tee. Es fiel mir umso leichter, als ich hoffen konnte, während der Fahrt auf dem Napo zur Not mit Jagd und Fischfang auszukommen. Des ferneren brauchten meine Gefährten den einen Kochtopf, Zündhölzer, ein großes Beil, sowie einen Teil des Gletscherseils für den gefährlichen Übergang über den Rio Jondachi. Auch die Bergschuhe, wärmere Kleider, die ich nun nicht mehr brauchte, entbehrliche Wäsche und sonstige Ausrüstungsgegenstände gelangten zur Verteilung. Zuletzt erhielt der Führer noch das mit dem Polizeipräsidenten in Quito vereinbarte Zeugnis getreuer Pflichterfüllung, sowie den versprochenen Überschuß der Reisespesenkasse. Da mir darüber hinaus noch ein nicht unbeträchtlicher Betrag an ecuadorianischem Gelde blieb, den ich voraussichtlich nicht mehr brauchen würde, verteilte ich auch diesen gleichmäßig unter meine sich verabschiedenden Gefährten. Froh und zufrieden zogen sie am folgenden Morgen von dannen, während ich ihnen mit gemischten Gefühlen von der Höhe mit den Blicken folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Cinque Soldi!

Von Edgar Chappuis.

Über dem herrlichen Golfe von Neapel lag gleißend die Sonne und ließ in ihrem hellen Lichte alle Farben erglühen. Das Meer lag glatt und still da und träumte in das Blau des Himmels empor, von dem es selber einen Teil bildete, so daß sich am Horizonte Himmel und Meer in eines vermischten.

Auf der volksbelebten Gasse Santa Lucia am Strande rauften sich ein Rudel zerlumpter Buben um einen Soldo, den Mario, des Fischers Maraldi Achtjähriger, verloren hatte. Nun kollerten die magern Buben über und durcheinander, lagen im schmutzigen Straßenkot, erhoben sich wieder, um sofort darauf neuerdings einander anzufallen und mit Fuß- und Faustschlägen zu traktieren; denn es galt, wer der Stärkste sei und den kostbaren Soldo behalten konnte.

Mario war klein von Wuchs, schmächtig und ausgehungert. Da er fühlte, daß er den Kürzeren ziehen würde, versuchte er es mit seinen ergiebigen Stimmitteln und brüllte, daß es in der Häuserkluft widerhallte:

„E mio il soldo! Der Soldo gehört mir! Per Bacco!"

Das focht jedoch seine Spielkameraden nicht an. Sie rauften sich nur umso toller und es war lustig dabei, wenn es nur recht wild und lebhaft zuging.

Die Kleider waren beschmutzter und zerfetzter, als vorher. Wer achtete darauf. Die Sonne schien warm. So war es gleichgültig, welcher Körperteil aus den malerischen Fetzen hervorzugucken beliebte. Man fror dennoch nicht.

Wieder erschallte gellend das „é mio il soldo!"

Mario hatte den Fünfer erbettelt und es galt, sich wieder in seinen Besitz zu bringen; denn die Fremden, die stranieri, waren nicht mehr so gebefreudig wie früher und suchten sich das Bettelvolk möglichst vom Halse zu halten. Als das Wutgeheul nutzlos verhallt war, begann der Knirps regelrecht zu weinen, und siehe da: Das gute Herz der Masse siegte. Ein Dreizehnjähriger, dem es gelungen, die Beute zu fassen, trat stolz erhobenen Hauptes auf